

“Screen Memory”: Hypertext und Deckerinnerung

I.

Lesen und Schreiben findet in zunehmendem Umfang vor dem Bildschirm statt, und die Erwartungen an die neuen Formen der Interaktion mit Datenspeichern sind hoch.¹ Computervermittelter Nachrichtenverkehr im besonderen und Bildschirm-Medien im allgemeinen scheinen alles in Frage zu stellen, was die Institutionen an hergebrachten Speichertechniken bieten.² Hypertextuelle Speicherung und Interaktion sind längst in Wissenschaft und Alltag eingezogen; die am weitesten verbreiteten Hypertextsysteme haben im Internet eine internationale Industrie entstehen lassen und die Universitäten grundlegend beeinflußt. Zu Fragen der Implikationen des Computers als Gedächtnishilfe und virtuelles Lerninstrument sind bereits Dissertationen geschrieben worden.³ Während das Internet die Welt pilzartig überzieht, formiert sich der halbherzige Widerstand der Neo-Ludditen. Ihr Unbehagen gilt nicht der Maschine selbst, sondern deren vermeintlicher Wirkung. Spätestens seit Hegel gelten Schreib- und Rechenmaschinen als Bedrohung, weil sie die Struktur von Aufhebung, Erinnerung, Idealisierung, Geistesgeschichte unterbrechen, weil sie mechanischen Widerstand leisten, und letztlich die Wiederaneignung des Logos in völliger Selbstpräsenz und unendlicher Parousie verunmöglichen.⁴ Nicht mehr ihrer selbst sicher und in sich ruhend, wird die "linear-diskrete Folge der Buchstabenschrift", so die hegelianisch informierte Furcht, "im Computer sistiert und aufgehoben".⁵ Bleibt aber wirklich keine Spur, kein Rest? Solch totaler Logik gegenüber den Blick für den Rest zu schärfen ist das Anliegen dieses Textes. Doch selbst die semantische Karriere mancher Restbegriffe, wie sie Niklas Luhmann attestiert, verdankt sich "einer mangelnden Reflexion der Differenz, in bezug auf die der Rest ein Rest ist".⁶ Obwohl die 'Authentizität' einer Taschenbuchauflage auch nicht größer ist als die eines Bildschirms, regiert ein Diskurs des absoluten Verlustes: die doppelte Furcht, die Maschinen fräßen in einer Implosion aller Referentialität alles in sich hinein, oder der Unlesbarkeit der Codes gegenüber werde

der Mensch ausgeschlossen. Fredric Jameson warnt einerseits, keine Gesellschaft sei je so mit Information übersättigt gewesen wie die unsere.⁷ Qualifizierte Netzkritik jenseits bloßen Konsums andererseits erfordert neue Kompetenzen und allgemeinen Zugang. Widerstand gegen die Maschinerie kann wiederum zweierlei meinen: sich einen Raum jenseits der Maschine zu erschließen heißt, eine utopische Unvollkommenheit anzustreben; nichts zu tun bedeutet dem Konsum nachzugeben. Distanz, allen Teletechnologien inhärent, ist besetzt mit Assoziationen von Hypomnesis, Vergessen, oder Verdrängung, und ist doch nichts anderes als das Medium der Erscheinung. Vor dieser Unwegsamkeit ist Hypertext zu sehen.

Unsere Kultur steht unter dem Zeichen der Computer; das bedeutet jedoch nicht, daß Kulturwissenschaftler unweigerlich Programmierer werden müssen. Und obwohl eine Reihe von literarischen und philosophischen Hypertexten entwickelt wurden, läßt sich noch lange nicht mit Sicherheit behaupten, Textproduktion oder Interaktion am Computer befreie oder verbessere die Arbeit, oder entspreche ihr auch nur besser.⁸ Dennoch bieten maschinelle Systeme neue Perspektiven nicht nur für die Präsentation, sondern auch für die Produktion von Sinnzusammenhängen. Akzeptiert man diese, so wird die Annahme, Literatur sei die höchste Form dessen, was ein Mensch mit Sprache tun kann, ins Wanken geraten. Einen Turing-Test für Literatur gibt es nicht.⁹ Doch trotz Friedrich Kittlers Spott, seit der Einführung der Computer werde “auch die intelligenteste Poesie zu Mythos oder Anekdote”¹⁰, ist es eine Tatsache, daß Hypertext nicht nur die technische Dokumentation von Flugzeugmontage und Wartung verändert, sondern unaufhaltsam auch die Produktion und Rezeption etwa von Lyrik.¹¹ Bereits 1962 wurde das Programm “Auto-Beatnik” von R.M. Worthy im *Horizon Magazine* vorgestellt, es folgten "Auto-Poet" und "Scansion Machine", und 1984 berichtete der *Scientific American* über “Racter”, den ersten Prosa-Generator. Letzterer stellte sich als ein gewiefter Raconteur heraus, der aus einem ungeheuren Vokabular mit einem Zufallsgenerator komplexe, grammatisch korrekte Sätze herstellt.¹² Derzeit gibt es mehrere solcher Programme zu freien Verfügung auf dem Internet, so etwa “Eliza”, ein Programm, das ein psychoanalytisches Gespräch mit dem Nutzer führt, aber auch Satzgeneratoren wie “Prose”.¹³ Ein Programm, so stellt sich heraus, ist nichts anderes als ein Text zur Herstellung anderer Texte.

Die Aufgabe der Literaten ist somit, logisch betrachtet, beinahe unmöglich: ein Objekt als einer Klasse zugehörig erkennbar zu machen, aber so, daß es keinem anderen Objekt dieser Klasse ähnelt. Eine denkbare Auflösung dieses Dilemmas wäre es, die Dissimulation von der Zugehörigkeit zu scheiden - nur wie? Ein Kritiker wie Hugh Kenner kann einen Travestie-Generator schreiben, aber schon nach den ersten Versuchen mit dem Programm beschließt er, alle Texte seien seit jeher nach diesem Prinzip generiert; die Sprache selbst folge bereits den Regeln dieser Software.¹⁴ Dieses "immer schon" vorweggenommene Paradoxon bedeutet noch keine automatische Klassifizierung - und nicht jeder Text über Hypertext ist ein Hypertext. Text unter den Bedingungen der Maschine ist noch keine hinreichende Bestimmung von Hypertext. Was heißt denn Hypertext? Über-Text, Text zum Quadrat, oder im Kubus?¹⁵ Die Frage faßt vielmehr einen Diskurs zusammen, der sich noch nicht auf die grundlegende Mehrdeutigkeit von Hypertext einläßt, sondern eindeutige Zuschreibungen fordert: dies - ist das. Diese Relation wird gewaltig verkompliziert, sobald Text unter den Bedingungen der Maschine entsteht. Unter den Bedingungen des Computers vermehren sich die indexikalischen Verzweigungen. Theodor Nelson hat vorgeschlagen, Hypertext als "generalisierte Fußnote" zu begreifen, und zahlreiche Theoretiker wie etwa Nielsen oder Bolz folgen diesem Vorschlag.¹⁶ Ein Text, der einen erschöpfenden Index hätte, wäre bereits sein eigener Index. Doch der Index ist das Ende dessen, was er indiziert; kein Index kann sich selbst erschöpfend erfassen. So sprengt der Computer die Grenzen des Buches. Es handelt sich nunmehr um die Verwebung relationaler Verweise innerhalb der Textmaschine, und somit um eine auf Dauer gestellte Unentscheidbarkeit der Verknüpfung.

Zwar schien es, als lösten hypertextuelle Strukturen die hochfliegendsten Hoffnungen von Literaten, Philosophen und Technikern; im Gegensatz zur Schrift ist das Gedächtnis jedoch bekanntlich kein Datenspeicher, und kulturverändernde Faktoren liegen demzufolge nicht "in den medialen Errungenschaften, die die Kapazität des Gedächtnisses in Frage stellen, sondern in den Verhältnissen, die die Funktion des Gedächtnisses in Frage stellen."¹⁷ Es ist zwar denkbar, daß Hypermedien wenig mehr zu bieten haben als ein verbessertes Mittel zum einem alten Zweck, wie Thoreau vom Telegrafen glaubte. Doch rückblickend zeigt sich, wie die Technologie nicht nur die Akademie, sondern auch alle anderen

juridischen und politischen Institutionen maßgeblich verändert.¹⁸ Eine breite Akzeptanz von Hypertext als Kulturmedium hingegen, das gestehen auch die Experten ein, wird nur teilweise durch optimierte Konzepte erreichbar sein.¹⁹ Erforderlich ist vor allem eine präzise Lektüre, die sich auf Spezifika einläßt, ohne sich einer Logik des Unvorhersehbaren zu verschließen.

Als Symptom unserer Kultur der Kopie befragt Hypertext die Deutungskonventionen von Kanon, Autor, Leser, und Text. Philologen haben begonnen, Hypertext als Werkzeug ihrer Analysen einzusetzen.²⁰ Auch der Protest der profilierten Skeptiker zeigt eine hohe Technik-Kompetenz²¹ - doch vor allem Literaturtheoretiker erkennen in Hypertext ein ideales Vehikel. Endlich scheinen Vielstimmigkeit, Intertextualität, nomadisches Denken oder Analysen der Machtdiskurse zu sich selbst zu kommen und die ihnen eigene Form gefunden zu haben. Lacan nennt Kybernetik und Psychoanalyse als parallele Erscheinungen einer Ära des Gedankenexperiments.²² Hypertext, so wird weiterhin gerne behauptet, ver helfe den Ansätzen von Eco, Barthes, Iser oder Deleuze²³ zu ihrem Recht. Um aber nicht durch die Hintertür eines technologischen Determinismus die traditionelle Hermeneutik von Subjekt und Bedeutung wieder einzuschleusen, wird man die mediale Artikulation innerhalb jedes gegebenen Zusammenhangs verfolgen wollen; diese Art von Aufmerksamkeit auf Kontext, Adresse, Rezeption, Speicherung usw. infiltriert die vermeintlich innere Integrität des Werkbegriffs.²⁴ In solchen Netzen, mögen sie computergeneriert oder anders gestützt sein, fängt sich jede Relektüre; es gibt keinen außermedialen Ort. Diese Situation ist auch dargestellt worden als späte Realisierung der dekonstruktiven Formel, es gebe kein transzendentes Außen jenes Gewebes, das unsere Welt ausmacht.²⁵

II.

George Landow ist nicht der erste, aber wohl der bekannteste Propagandist einer Konvergenz von Hypertextualität und den literaturtheoretischen Mikrologien der letzten drei Jahrzehnte.²⁶ Eines der merkwürdigsten und zugleich beliebtesten Beispiele für diese These ist Jacques Derridas *Glas*.²⁷ Seit seinem Erscheinen beinahe zeitgleich mit dem Personalcomputer gilt *Glas* als gleichermaßen hypertextuell wie unlesbar.²⁸ Seine zwei Kolumnen beginnen und enden mitten im Satz, sind

durchlöchert von Einsprengeln, zitieren eine große Zahl von philosophischen und literarischen Texten, manchmal satztechnisch abgesetzt, manchmal nur in Anspielungen. Der Balanceakt zwischen Hegel auf der linken und Genet auf der rechten Seite bleibt unreduzierbar auf Themen, Kontraste, oder Thesen. "Was, nach alldem, vom Rest, heute, für uns, hier, jetzt, von einem Hegel?", so beginnt es, und zugleich, in Anspielung auf einen Text ähnlichen Layouts von Jean Genet: "*Was blieb von einem in kleine, sehr gleichmässige Quadrate zerrissenen und ins Klo gestopften Rembrandt* ist zweigeteilt. Als Rest."²⁹ Was bleibt zu lesen von *Glas*, beinahe ein Vierteljahrhundert später, hier und jetzt? Das rigorose Denken des Restes zwischen Hegels Aufhebung und Genets exkrementaler Zerschreibung assimiliert, speichert, aber fällt hinter den Rest zurück - und läßt fallen. Im selben Moment, in dem man es zu dechiffrieren, zu kommentieren, zu lesen glaubt, wird man selber gewissermaßen vom Rest her beobachtet. Wie wäre denn *Glas* zu lesen, ohne die Resistenz des Restes zu überdecken? Es gibt immer bereits mehr als ein *Glas*, oder kein *Glas*. Die Klinge, die die Texte zerschneidet, ist zugleich die Klammer, die sie hält.³⁰ Man müßte *Glas* demnach als singularen Plural lesen - es birgt seinen eigenen Ruin in sich.³¹ Kann es dann aber eine Lektüre von *Glas* geben? Hat es sie je gegeben? Eine der ersten Kommentatorinnen, Gayatri Spivak, durchsetzt ihr "Glaspiece" mit der wiederholten Behauptung "I can read *Glas*"³² (als Ritus der Vorfahren: 22, als Gegenfiktion der Kryptonymie: 24, als Legende: 25, als Faltung der Falte: 26, als Ausspielung von Genet gegen Hegel: 32, als Einschließung des frühen Derrida in Bernstein: 43...). Was wäre das für eine Lektüre? Zugestanden: wenn *Glas* vollkommen unlesbar bliebe, so hätte das Projekt wohl auf der ganzen Linie versagt, solange bestimmte Aneignungsbewegungen ohne Lektüre möglich bleiben.

Die Frage ist zunächst, ob der Rest so retroaktiv ist, daß er Lesen schlichtweg verhindert, oder ob es nicht doch mindestens zwei plausible Lektürepfade gibt, die den Rest arbeiten lassen. Es geht aber, das sei vorausgeschickt, weder um deren Ausspielung gegeneinander noch um eine Aufhebung oder Synthese, sondern um eine Diskussiongrundlage, die *Glas* gerecht würde. *Glas* "erinnert" Kommentatoren paradoxerweise an viel später entwickelte Schreibweisen: wenn Software-Designer die Seiten von *Glas* untersuchten, begegne ihnen ein digitalisierter, hypertextueller Derrida, behauptet George P. Landow.³³ Bereits in der Zitierweise ist eine hypertextuelle Struktur angedeutet: Landow zitiert

Ulmer, der ein Interview mit Derrida zu einer Passage aus *Glas* anführt, in der wiederum Zitate aus dem 'Littre' aufgelistet werden... Und Norbert Bolz schließt sich an - wie Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* gilt ihm auch *Glas* als Hypertext 'avant la lettre'.³⁴ Bevor jedoch *Glas* mit Hypertextdesign verrechnet wird, bleiben einige Fragen zu klären, denn eine hypertextuelle Organisation kann eine sorgfältige Lektüre nicht ohne weiteres ersetzen - 'avant la lettre' heißt allzu oft nichts anderes als 'avant la lecture'.³⁵ Die prinzipielle Schwierigkeit, so steht in *Glas* selbst bereits zu lesen, ist die Uneinheitlichkeit seiner Form, der Mangel an identifizierbaren Themen, oder als solcher bestimmbarer Elemente. Wenn aber die Maschine, so Derrida wörtlich, nur Worte und Themen in *Glas* auswählen würde, könnte sie wohl alles auf drei, dreieinhalb Seiten zusammenfassen.³⁶

Handelt es sich also um "Derridas Hyperkarte", eine Art von Lesemaschine oder maschinellen Automaten, der sich auslöst und agiert, ohne etwas besagen zu wollen?³⁷ In der Tat vermag Hypertext die Rezeption nicht in der Weise zu steuern, wie Fachleute es von Intertextualität sagen. Während Hypertext kontextualisiert, dekontextualisiert Intertext, wo Intertext die Lektüre leitet, zerstreut und sperrt sich Hypertext. *Glas* geht selbst über jenen intratextuellen Typ von Intertextualität noch hinaus, der seine Intertexte zum Teil so im Text integriert, daß er wegen seiner stilistischen und semantischen Inkompatibilität mit ihnen in Konflikt gerät.³⁸ Denn die Präsentation ist hier nicht gegeben, sondern, wie ein Kommentator meint, das Produkt einer "komplexen und künstlichen Fiktionsmaschine"³⁹ deren Klang - déjà entendu - erklingen sein wird. Als repräsentative Fiktion bleibt *Glas* gespalten: zur einen Seite als Fiktion der Unmöglichkeit jeglicher unmittelbarer Form der Darstellung, zur anderen als Notwendigkeit, die eigene Fiktionalität zu reflektieren; *Glas* ist somit exemplarisch für eine Tendenz, sich selbst zu allegorisieren. Als Eigen-Kommentar wird das Werk in der Tat zum Paradigma einer neuen Poetik.⁴⁰ Diese, nennen wir sie der Vielköpfigkeit halber Hydrapoetik, wäre ein Lektürevorschlag: *Glas* als hegelianischer Hypertext, oder wie Riffaterre von diesem "Talmud in Buchlänge zu einem sehr kurzen Hegelschen Dictum" schreibt, eine Glosse des ersten Satzes, die Summe des "und" zwischen "hier" und "jetzt".

Das Projekt einer Dekonstruktion der hegelschen Aufhebung hatte Derrida schon früh angekündigt, in seinem Aufsatz über Hegels Semiologie.⁴¹ Derridas Hegel wird in *Glas* weder logisch noch historisch gehisst, sondern systematisch - ein Hegel, dem die Gespaltenheit von *Glas* einleuchten sollte, da er schreibt: "Die Thesis und die Antithesis und die Beweise der selben stellen daher nichts dar als die entgegengesetzten Behauptungen, daß eine Grenze ist und daß die Grenze ebensowohl nur eine aufgehobene ist; daß die Grenze ein Jenseits hat, mit dem sie aber in Beziehung steht, wohin über sie hinauszugehen ist, worin aber wieder eine solche Grenze entsteht, die keine ist."⁴² Es ist schwer, Hegel zu vergessen, und wahrscheinlich noch schwerer, sich unhegelianisch an ihn zu erinnern. Doch gegen Hegel, der behauptet, der Unterschied überhaupt sei schon der Widerspruch an sich, sind Erinnerungen einzulegen. Etwas zum Aufheben, und etwas, was bleibt: das Wort "Aufhebung" selbst ist es, worauf Hegels System letztlich undialektisch beruht, denn es heißt zugleich konservieren, hochheben und auflösen.⁴³ Diese Bedeutungen schließen einander aus, werden aber simultan gelesen, in einem nicht-partikularen und nicht-universellen Hier und Jetzt. Das Wort Aufhebung wird somit zur Bedingung dialektischer Raumzeit, und nicht umgekehrt; es ist eigenartigerweise das Einzige, was nicht aufgehoben wird. Die Selbstpräsenz des hegelschen absoluten Wissens kennt überdies kein Vergessen, sondern der Geist hat, wie Hegel schreibt, "alle Stufen der Vergangenheit noch an ihm" und Arbeit am Vergangenen ist immer Beschäftigung "mit Gegenwärtigem".⁴⁴ In der "abstrakten Mnemosyne" wird zu sprachlichen Zeichen des Gedächtnisses, was vorher "bewußtlos" aufbewahrt war; der Fortgang zum reinen Denken der Signifikanten ist gesichert durch das "mechanische" Gedächtnis, wie Hegel in der *Enzyklopädie* schreibt, doch erst das sprachliche Zeichen gewähre dem Gedächtnis die hohe Stellung seiner unmittelbaren Verwandtschaft mit dem Gedanken.

Dieser Präsentismus scheint wiederzukehren im Gewand modischer Hypertext-Begeisterung; allenthalben wird behauptet, das Netz der Computer mache den Hegelschen Geist vollends manifest.⁴⁵ Doch weder *Glas* noch sonst ein Text wird je stereoskopisch und sofort lesbar gewesen sein. Derridas Beschäftigung mit Hegels Hinweg-Setzungen finden einen Kulminationspunkt in *Glas*. Seine Lektüren sind jedoch nicht zu verwechseln mit einer Enthegelung, sondern bemühen sich um eine paradoxe, limitrophe Randständigkeit im Beharren auf dem irreduziblen Rest.⁴⁶ "Die *différance* - die also nicht der dialektische

Widerspruch in jenem Hegelschen Sinne ist", schreibt Derrida, "markiert die kritische Grenze der Idealisierungsvermögen der Aufhebung überall da, wo sie direkt oder indirekt operieren können. Sie schreibt den Widerspruch oder besser - da die *différance* irreduzibel differierend und disseminierend bleibt - die Widersprüche ein."⁴⁷ Seit 1967 war für Derrida klar, daß er seine Aufmerksamkeit auf eine Dekonstruktion der Aufhebung lenken würde, da diese die Triebfeder jener Dialektizität ist, die mit der Metaphysik von Platon bis Hegel eng verbunden ist.⁴⁸

Viele zyklische Kommentatoren halten es nun, wie Baptist und Lucas etwa, für ratsam, "sich dem schwerzugänglichen Weg über Umwege anzunähern, auf denen das philosophische 'ambiente' erhellt wird, in dem ein Buch wie *Glas* entstehen konnte."⁴⁹ Als ob es ein rein kontingentes und mit Kontext, Intertext oder Prätext verrechenbares "Buch" wäre. *Glas* ist in sich mehrfach gespalten und bringt dies auch zur Sprache; die Mehrzahl der Kommentatoren nimmt dies zum Anlaß, Partei zu ergreifen: für die Hegel-Kolumne, für Systematisierung, für Familie und Christentum, gegen Genet, Exkremite, Homosexualität, Verbrechen. Außer Acht und ungelesen lassen kann man diese Anmutungen nicht. Hegel korrigieren zu wollen hieße zwar nichts anderes, als ihn zu feiern; Hegel, "der letzte Philosoph des Buches und der erste Denker der Schrift"⁵⁰, ist der, an dem man nur arbeiten kann, ohne ihn je zu überwinden. Doch Derridas "démarche bâtarde", diese Lektüre der Familie aus dem heraus, was sie übersteigt und ihr widersteht, wird gerne übergangen. Eine klassisch heterosexistische, phallogozentrische Position möchte das vergeistigte Begehren familial, monogam und sittlich halten und ist somit eine der großen hegelianischen Ausschlußfiguren.

Kann es *Glas* denn darum gehen, Genet, den Dieb, einfach zu arretieren? Und hat die spekulative Dialektik, so fragt Genet in *Glas*, keinen anderen Platz für den Schwulen als im Gefängnis? Das sind nicht die einzigen Lektüroptionen, die oft beiseite fallen wie verwehter Pollen. Bei der Produktion von Bedeutung und Nachwuchs mit Hilfe des Zufalls, wie sie in der Botanik niemanden verwundert, hat Derrida wiederholt Termini wie Dissemination und Invagination entliehen, und die Blume, von Hegel über Bataille bis zu Genet, zeigt sich in *Glas* allenthalben. Geoffrey Hartman dachte deswegen auch, *Glas* sei eher ein *Fleurs du Mal* der Philosophie denn ihr Ende.⁵¹ Die Totenglocke, französisch 'glas', läutet

dennoch - für den natürlichen Vater, für Hegel, für Nietzsche, für das Buch - nicht aber für "Muttersöhnchen" Genet. Anstatt sich dieser Thematik zu stellen, wird gerne behauptet, eine wichtige Funktion der rechten Spalte sei es, "daß sie heuristisches Material und Interpretationsmuster für die Lektüre der linken Spalte bereitstellt, in der es um Hegel geht."⁵² Die Frage nach dem Rest, die das ganze Buch bewegt, ist allerdings keine Frage mehr, wenn man es sich so einfach macht. Genauso gut könnte man behaupten, daß die Hegel-Kolumne die konzeptuelle Vorarbeit darstellt, nach der erst die Lektüre der Genet-Kolumne möglich wird. *Glas* rekonstruiert Hegels Familie, sein Konzept der Familie, und die Familie der Konzepte, und erst die Genet-Kolumne zeigt auf, was zwischen den Kolumnen ein- bzw. ausgeschlossen ist. Sobald sich aber auf den zweiten Blick herausstellt, daß solche unmöglichen, unverdaulichen Widerstände als quasitranszendente Bedingungen der Möglichkeit von Hegels System fungieren, zeigen sie dessen Unmöglichkeit.

Glas erinnert andererseits manche Kommentatoren, nicht nur den Hypertext-Vorreiter George Landow, an Joyce.⁵³ Anstelle einer Rephilosophierung tritt hier die Zählung durch Vergleich mit dem Unvergleichlichen: "Entgegen *einem* möglichen literarischen Vorbild, dem *Finnegans Wake* von James Joyce, scheinen diese fragmentarischen Anfänge und Schlüsse jedoch nicht aufeinander zu verweisen oder aneinander anzuknüpfen" - so jene Nichtlektüre, die den Chiasmus der Kolumnen geflissentlich übersieht.⁵⁴ Diejenigen, die nun verschüchtert vor *Glas* wie schon vor *Finnegans Wake* flüchten, ermahnt Geoffrey Hartman, es sei vielleicht weniger originell und mosaikartig als Joyce, doch seither habe es keine so überlegte und anspielungsreiche Herausforderung gegeben.⁵⁵ Diese Einstellung begegnet einem auch in den vermeintlich "fortgeschrittenen" Einführungen: "*Glas* bears to critical discourse a relation like that which *Finnegans Wake* holds with the novel. Excesses of innumerable sorts court unreadability. It is difficult, then, to say we have 'read' *Glas*" - und schon gibt der Kommentator auf.⁵⁶

Ist *Glas* immer schon unlesbar? Die Konstanzer Bibliothekare wunderten sich über *Glas* und debattierten mit dem Händler, wie im Einband dokumentiert ist. Eine eingeklebte Seite versucht, einen Mangel zu beheben, und wird unter der Hand zu einem supplementären Lektüremodell für *Glas*. Die Reklamation

läutet Alarm und wiederholt die Unterstellung vermeintlich fehlender Seiten am Anfang und am Ende: "Es fehlen die Seiten 1-6 und 291-296" (11.11. 1980). Antwort: "Immer wieder reklamiert eine Bibliothek. Ich habe die Seiten, die absolut nicht fehlen, numeriert." (06.02. 1981) Retourkutsche: "leider wurden die fehlenden Seiten erst bemerkt, als das Buch vom Buchbinder zurückkam" - Antwort: "Buch ist ganz vollständig. Buchgestalter wollte Gags machen und begann Buch mitten im Satz und beendete es ebenso. Ich habe mehrmals kontrolliert und kann Ihnen hundertprozentig sagen, daß Buch ABSOLUT KOMPLETT ist." Auch der Verlag selbst blieb nicht unbehelligt - handschriftlich ist auf Französisch dazu angemerkt: "cherchent du complet et du cohérent dans une pensée aussi fondamentalement inconsistante et vaine que celle de Derrida! TRISTES IMBECILES!"⁵⁷ Genau das gleiche Problem hatten auch die Bibliothekare einer anderen Universität, die als literaturtheoretisch einschlägig gilt: Yale. Diesmal ging die Reklamation direkt nach Paris, wieder mit der Bitte um einen Umtausch der vermeintlich defekten Ware. Von Galilée kam prompt die Antwort - und auch diese Korrespondenz ist im Einband des Bibliotheksexemplars nachgewiesen, samt der Briefköpfe - mit der Versicherung, das Buch sei keineswegs unvollständig.⁵⁸ Anfang und Ende der zwei Kolumnen sind hier nicht unverbunden, sondern inszenieren als doppelte Schleife die Relektüre des ungelesenen, des sich entziehenden Rests, nicht anders lesbar, sichtbar oder zugänglich als im Rückblick: es handelt sich um eine Galerie von Texten, die einander schreiben, einander bewahren, einander verlieren.⁵⁹

Gibt es keine Lektüre, die die Spannung zwischen den Polen, zwischen den Kolumnen und Texten zu halten vermag? René Wellek hielt *Glas* einfach nur für ärgerlich: "es sitzt zwischen drei Stühlen; es bietet keine ästhetische Erfahrung, es ist keine Literaturkritik, und es ist keine gute Philosophie."⁶⁰ John Llewelyn behauptet hingegen in tiefster "Glasnostalgie", mit *Glas* gesprochen gebe es keine schlechte Lektüre⁶¹, denn wenn diese begrenzt schlecht sei, dann müsse sie als eingeschlossen und inbegriffen gelten im Hegelschen Text des absoluten Wissens; wenn sie aber unendlich schlecht sei, so wäre das absolute Wissen eben nicht das selbsterfüllte absolute Wissen. Derridas eigene Lektüre in *Glas* kann also in seiner Umwertung der Aufhebung oder "perestroika", wie John Llewelyn meint, immer nur bereits zu gut gewesen sein. Doch vor aller Bewertung muß die Frage für *Glas* -Leser lauten, wie liest man *Glas* ? Hegelsche Implosion zum einen - Unlesbarkeit zum anderen: da Dialektik von Widerständen nur

profitiert, muß man davor warnen, diese beiden Lektüren gegeneinander zu stellen, oder hierarchisch zu bewerten. Vielleicht wird eine noch zu leistende Lektüre von *Glas* als Hypertext die Widerstände berücksichtigt haben, ohne sie je vollkommen manifest machen zu wollen.

III.

Folgt man dem Vorschlag, *Glas* als Hypertext zu lesen, so zerstören die so verklammerten Texte von Genet und Hegel einander, um zu bewahren. Hegelsche Dialektik auf der einen und Genets "Galaktik" auf der anderen Seite werden verbunden und getrennt von dem Glockenklöppel einer anderen "Logik". Hypertext lesen zu lernen erfordert eine Ethik der Entscheidung, denn er wird Lesern mindestens je zwei Lesepfade anbieten. Der Ort dieser Lektüre-Arbeit ist, mit Walter Benjamin, die "Zäsur in der Denkbewegung"⁶², ein Ort zwischen Stillstand und Bewegung, Gespaltenheit und Selbst-Applikation des Textes. Die Spur (trace) der Sendung (carte) geht verloren im Intervall (écart) dieses zerklüfteten Textes.⁶³ Und ist nicht der eigentliche Gedächtnisraum, wie Renate Lachmann betont, der zwischen den Texten?⁶⁴ Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß durch Hypertext alles, was lineare Schriften der hermeneutischen Arbeit auflasteten, nun im Netzwerk der Referenzen explizit und co-präsent würde, wie Norbert Bolz folgert: "Das differentielle Netzwerk des Hypertextes erzeugt also gerade nicht das Gefühl von Aufschub und Nachträglichkeit", glaubt er, "sondern suggeriert die Immersion in eine dauernde Gegenwart der Textbewegung." Eine halbe Stunde im Internet oder selbst eine Konfrontation mit der Struktur einer CD-Rom kann diese Suggestion des Präsentismus als täuschend entlarven. Der enzyklopädischen Anlage eines solchen Phantasmas liegt jene Neugier oder Wißbegier zugrunde, die sich einen vollkommenen Gegenstand erträumt.⁶⁵ Doch der Widerstand des Restes, wie auch *Glas* gezeigt haben wird, bleibt bestehen. Nicht zufällig ist die Frage nach dem Rest unhintergebar eine der ältesten und findet sich bereits in der frühesten mesopotamischen Literatur.⁶⁶

Unter der Hand wird so manchen Medientheoretikern *Glas*, Wittgenstein oder Hegel, gar der Talmud zum Proto-Hypertext; wie die Mishnah von den wichtigsten Verweisen umringt ist, gilt ihnen der talmudische Gelehrte selbst als Verkörperung der referentiellen Netze.⁶⁷ "In den Köpfen der

Philosophen, modernen und postmodernen Literaten” habe, so zwei Zeitgeistsurfer, bereits lange vor dem Aufkommen von Computern die “virtuelle Hypertext-Maschine” gearbeitet.⁶⁸ Vilém Flusser behauptet, “Champollion, der Entschlüsseler des hieroglyphischen Codes, war ein Computer ‘avant la lettre’.”⁶⁹ Und während Friedrich Kittler, der Hegels Notizbücher für hypertextuell hält, über den “Computervorläufer Babbage” schreibt, identifiziert er mit Jacques Lacan die “erste Maschine”, auf leeren Platzhaltern basierend, bereits als Pascals Erfindung des arithmetischen Dreiecks im Jahre 1654.⁷⁰ Kurz, im Rückblick scheint es, als hätten es alle schon immer gewußt... Interessant ist für den Beobachter der Medientheorie diese Spaltung, oder Doppelung, des Blicks auf die “neuen” Medien: sie sollen entweder Varianten dessen sein, was so alt ist, daß man es fast vergißt, oder als so schockierend neu, daß man es niemandem zumuten kann. Beide Abwehrbewegungen manipulieren das kulturelle Gedächtnis zu ihren Gunsten. Aus Erinnerung wird unversehens Vergessen, aus dem beliebten Interface-Prinzip WYSIWYG ein WYSIWYF: what you see is what you (for)get. Solche Fehlleistungen begleiten den Diskurs über Hypertext, wohin man auch blickt. Das Symptom des Hypertext ist diese Deckerinnerung, auf Englisch: “screen memory”.

Solange man gegenüber der Textur dieses Symptoms selbst blind bleibt, überwindet man es scheinbar mühelos, köpft den Text und gelangt zu einem psycho-biographischen Signifikat.⁷¹ Doch wenn deutlich wird, wie die Köpfe der Metasprache unaufhörlich erneut in den Text gesteckt werden, um sie für eine kurze Atempause wieder hervorzuholen, so daß sich der Diskurs nie wirklich selbst vollzieht⁷², sondern sich immer schon im Rückzug befindet - wenn sich der Text demzufolge als Kommentar zu dem präsentiert, was ihm fehlt, was er begrenzt, bedient, umschließt und umsorgt, so wird Hypertext nichts anderes gewesen sein als die Metasprache, die sich selbst nicht präsentiert, die verdeckt und eingefaltet bleibt.⁷³ Im Zeitalter sekundenschneller digitaler Modifikation und unzureichend entwickelter Versionenkontrolle ist der Bildschirminhalt der Horizont des Gedächtnisses.⁷⁴ Kontext ist verborgen dicht unter der Oberfläche, immer eine Handbewegung entfernt; es gibt keine Welt vor der Maschine.

Die ersten Worte der vielzitierten hypertextuellen Kurzgeschichte von Michael Joyce, “Afternoon”, lauten: “I try to recall winter. <As if it were yesterday?> she says, but I do not signify one way or another.” Dies

allegorisiert nicht nur den Prozeß des Lesens - geboten werden rund 500 Episoden mit etwa 900 Querverbindungen - Lektüre kann hier nur Relektüre bedeuten, wie es Kritiker schon von dem berühmteren Joyce behaupten. Und Jay David Bolter forciert: "Reading an electronic text can be both a rereading and a first reading at the same time. [...] An electronic text may never repeat itself in the conventional sense, but we may always read the text as if it were a repetition."⁷⁵ Einen unversehrten, ursprünglichen Gegenstand hat es, allen archäologischen Ansätzen zum Trotz, nie gegeben; er bleibt ein Traum, so alt, daß man fast vergißt, daß er nie verwirklicht wurde.⁷⁶ Doch wenn das Neue sich unbedingt als vertraute Form des Alten herausstellen soll, so wird eine Deckerinnerung erzeugt. Die digitale Replikation und Wiederholbarkeit, Verdoppelung von Verweis und Perspektive unterminiert nicht nur lineares Erzählen, sondern die lineare Zeit selbst; in anderen Worten, es handelt sich um *déjà vu*, um ein Gedächtnis der Gegenwart in der Relektüre jeder Gegenwart als Erinnerung.

¹ Teile dieses Beitrags sind in Vortragsform diskutiert worden und haben profitiert von Begegnungen mit den Teilnehmern der USF-IATH Konferenz in Tampa/Florida im Herbst 1995 sowie der Annual Conference der Semiotic Society of America, Santa Barbara/Kalifornien im Herbst 1996. Eine stark gekürzte Version der Passagen zu Glas ist unter dem Titel "Lesegruppe: Glasreste" erschienen in *VERSTÄRKER. Von Strömungen, Spannungen und überschreibenden Bewegungen* 1:1 (Oktober 1996), http://www.uni-koeln.de/~amd47/vs001/krapp_glas.html. Siehe auch Peter Krapp, "Derrida Online", *Oxford Literary Review* 18 (1997), im Druck.

² Zur Frontstellung von Bibliothek und Technologietransfer gibt es mittlerweile ausgewogene Kommentare; etwa Rainer Kuhlen, *Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank*, Berlin 1991; Nicholson Baker, "Discards", in: *The Size of Thoughts and other lumber*, London 1996, 125-181; Richard A. Lanham, *The Electronic Word*, Chicago 1993; Richard J. Finneran (Hrsg.), *The Literary Text in the Digital Age*, Ann Arbor 1996. Siehe dazu auch im Internet etwa <http://humanitas.ucsb.edu/shuttle/> "Voice of the Shuttle" in Santa Barbara, Kalifornien; oder <http://gwis.circ.gwu.edu/~gelman/hyperbib.html>, die Hypertext & Hypermedien Bibliographie von Scott Stebelman an der George Washington University.

³ Leroy George Williams, *An Experiment Testing Hypertext as a Method of Memory Stimulation*, PhD, George Mason University, Washington DC 1995; Josef Wallmannsberger, *Methoden der Interaktion mit virtuellen Textuniversen*, Dissertation, Universität Innsbruck, 1991.

⁴ Vgl. Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, 115 und passim.

⁵ Wolfgang Hagen, "Die verlorene Schrift", in: Friedrich A. Kittler, Georg Christoph Tholen, Hrsg.: *Arsenale der Seele*. München 1989, 211-229, hier: 227.

⁶ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt 1997, 626, Anm. 50. - Ein Rest: das kann das bedeuten, was überlebt hat oder zurückgelassen wurde, ersetzt oder ausgesetzt. Der Rest kann heilig sein, Träger der Zukunft nach der reinigenden Zerstörung, oder verdammt; der Rest kann Träger einer Warnbotschaft sein. Die Überlebenden von Damaskus und Efraim waren eine Warnung für Juda, siehe Jesaja 24, 1-20. Der grundlegende Artikel von F. Dreyfus, "Reste d'Israël", *Dictionnaire de la Bible Supplément*, Tome Dixième, Paris 1985, 414 - 437, unterscheidet "reste escapé" und "reste élite", erwähnt aber auch "reste actuel" als schuldige Überbringer eines Versprechens, sowie "reste futur", die nach dem Gericht Geretteten.

⁷ Fredric Jameson, *The Political Unconscious*, Ithaca 1980, 60-61.

⁸ Nicht alle Arten von Nichtlinearität werden jedoch von Hypertext ermöglicht. Vgl. David Kolb, *Socrates in the Labyrinth*, Eastgate Systems (Cambridge, Mass.) 1996 sowie andere Produkte derselben Firma, auf der Basis von deren Software *Storyspace*; vgl. auch "Hyperproof" von Jon Barwise und John Etchemendy sowie "Turing's World 4.0" und "Tarski's World 3.0", letztere publiziert vom CSLI Stanford und erhältlich durch Stanford University Press. Andererseits ist der Einsatz solcher Programme auch nicht unbedingt fernliegend, wenn es etwa darum geht, Wahrscheinlichkeit, Wiederholung, Klischees und Kontraste zu kontrollieren.

⁹ Alan Turing ist berühmt geworden durch eine Aufgabe, die er nie löste: die Konstruktion eines Tests, der auf statistischer Basis zeigen sollte, daß die Unterscheidung von menschlicher und computergenerierter Sprache jenseits des menschlichen Vermögens liegt. Turing selbst schreibt allerdings meist von einem "game", nur zweimal von einem Test. ("Computing Machinery and Intelligence", *Mind* vol. LIX, n. 236/1950, 433-460) Es handelt sich um ein Spiel der Imitation: ein Interviewer stellt Fragen an einen Menschen und einen Computer. Wenn einer der beiden unsichtbaren Probanden sich nicht reziprok verhält, so kann der Interviewer innehalten und bestimmen, wer wer ist. Wenn aber die Imitation der menschlichen Verhaltensweisen seitens des Computers erfolgreich ist, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder das Spiel dauert ewig, oder es kann abgebrochen werden - dann aber nur von jemand, der schon von vornherein die Position eines Schiedsrichters über Probanden und Interviewer eingenommen hatte, von einem externen Beobachter also. Wenn das Spiel nicht das Risiko der Endlosigkeit laufen soll, muß es diesen vermeintlich "externen" Schiedsrichter geben: der jedoch kann nicht die Unentscheidbarkeit voraussetzen, sondern muß seinerseits, um Schiedsrichter zu sein, schon von Anfang an am Testziel zweifeln. (Somit stehen wir erneut vor der platonischen Aporie des Menon: kann man suchen, was man nicht kennt? Vgl. Jean Lassegue, "What Kind of Turing Test did Turing have in Mind?", *Tekhnema* 3/1996, 37-58) - Turing ist andererseits jemand, der nicht nur auf seinem Feld der Forschung wirkt, sondern auch zum literarischen Stoff taugt: man denke etwa an Ian McEwans Stück "The Imitation Game" (*Three Plays for Television*, Picador 1981), oder an die Biographie von A. Hodges (*The Enigma of Intelligence*, Unwin 1983). Kürzlich hat sich sogar Marvin Minsky, einer der unbeirrbarsten Pioniere der Künstlichen Intelligenz, mit H. Harrison zusammengetan, um einen Science-Fiction Roman über Turing zu schreiben: *The Turing Option*, Warner Books 1992. Den umgekehrten Weg beschreiten seit einigen Jahren Lyriker mit experimentellen Computergedichten, die sich auf die programmatische Aussage von William Carlos Williams berufen, "a poem is a small (or large) / machine made of words".

¹⁰ Friedrich Kittler, "Die künstliche Intelligenz des Weltkriegs: Alan Turing", in: ders., Georg Christoph Tholen, Hrsg.: *Arsenale der Seele*. München 1989, 187-202, hier: 198.

¹¹ Vgl. Robert Pinsky, "The Muse in the Machine, or: The Poetics of Zork", *New York Times Book Review*, 19.03. 1995

¹² Vgl. jedoch zum komplexen Verdacht der literarischen Gedächtnisstörung durch Computerlyrik den kritischen Artikel von Josef Ernst, "Computer Poetry: An Act of Disinterested Communication", *New Literary History* 23 (1992), 451-465.

¹³ Charles Hartmans Programm, dessen DOS-Version sehr instabil ist, aber in Apple Macintosh Version sehr zufriedenstellend läuft: <http://www.conncoll.edu/ccother/cohar/programs/>

¹⁴ Hugh Kenner und Joseph O'Rourke, "A Travesty Generator for Micros", *Byte* 9/12 (November 1984), 129-131, 449-469. Das Material, so die grundlegende Erkenntnis, ist radikal begrenzt; sowohl technisch als auch ökonomisch geht es somit nicht um Materie, sondern um iterative Modalitäten der Verknüpfung.

¹⁵ R. Bogaschowsky, "Hypertext- / Hypermediasysteme. Ein Überblick", *Informatik-Spektrum* 15:3 (1992), 127-143; Stefan Freisler, "Hypertext - eine Begriffsbestimmung", *Deutsche Sprache: Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation* 22:1 (1994), 19-50; M. Hofmann, "Hypertextsysteme. Begrifflichkeit, Modelle, Problemstellungen", *Wirtschaftsinformatik* 3 (Juni 1991), 177-185; Peter Schnupp, *Hypertext*, Wien 1992; einen durchweg anderen Gebrauch des Wortes Hypertext finden wir bei Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt 1993, wo er diesen dem Hypertext gegenüberstellt und so eine transtextuelle Relation definiert.

¹⁶ J. Nielsen, *Multimedia and Hypertext*, London 1996, 2; Norbert Bolz, "Zur Theorie der Hypermedien", *Raum und Verfahren*, Basel 1993, 17-27, hier: 26; vgl. Theodor Holm Nelson, "Opening Hypertext: A Memoir", in: Myron C. Tuman (Hrsg.), *Literacy Online. The Promise (and Peril) of Reading and Writing with Computers*, Pittsburgh 1992, 43-57.

¹⁷ A. und J. Assmann, "Schrift und Gedächtnis", in: Aleida Assmann, Jan Assmann und Ch. Hardmeier (Hrsg.), *Schrift und Gedächtnis*, München 1983, 277 und 281.

¹⁸ Siehe im *American Bookreview* 17:2 (Dez.-Jan.) 1995/96, etwa Joe Tabbis "Review of Books in the Age of their Technological Obsolescence", 31, oder Peter Krapp, "Bugging the Net", a.a.O., 7.

¹⁹ George P. Landow, "Changing Texts, Changing Readers: Hypertext in Literary Education, Criticism, and Scholarship", in: Bruce Henricksen und Thais E. Morgan (Hrsg.), *Reorientations: Critical Theories & Pedagogies*, Urbana 1990, 133-161; vgl. auch George P. Landow (Hrsg.), *Hyper/Text/Theory*, Baltimore 1994 und Hofmann/Simon, *Problemlösung Hypertext*, Wien 1995, 101 ("Faktoren der Entwicklung").

²⁰ So etwa Daniel Ferrer, "Hypertextual Representation of Literary Working Papers", *Journal of the Association for Literary and Linguistic Computing*, 10/2 (1995), 143-45; Tim William Machan, "Chaucer's Poetry, Versioning, and Hypertext", *Philological Quarterly* 73/3 (Summer 1994), 299-316.

²¹ Edward Barrett (Hrsg.), *The Society of Text*, London 1989; Charles Platt, "Why Hypertext Doesn't Really Work", *The New York Review of Science Fiction* 72 (August 1994), 1-5; Stuart Moulthrop, "You Say You Want a Revolution? Hypertext & the Laws of Media", in: Eyal Amiran und John Unworth (Hrsg.), *Essays in Postmodern Culture*, Oxford 1993, 69-97; Robert Markley (Hrsg.), *Virtual Reality and its Discontents*, Baltimore 1996.

²² Jacques Lacan, "Psychoanalyse et cybernétique, ou de la nature du langage", *Le Seminaire. Livre II: Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse*, Paris 1978, 339-354; vgl. Laurence Rickels, "Cyber-Lacan", *Nazi Psychoanalysis*, 204-205 (im Druck).

²³ Siehe z.B. Darryl Laferte, "Hypertext and Hypermedia: Toward a Rhizorhetorical Investigation of Communication." *Readerly/Writerly Texts: Essays on Literature, Literary/Textual Criticism, and Pedagogy*, 3/1 (Fall-Winter 1995), 51-68.

²⁴ Samuel Weber, *Mass Mediauras*, Stanford 1996, 3.

²⁵ Zum allzu oft verdrängten Kontext von "il n'y a pas de hors-texte", siehe Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt 1983, 274 und passim. "Niemals", so Derrida, werde "der Begriff der Technik ohne weiteres den Begriff der Schrift erhellen können." (19) Überdies kündigt Derrida an, daß "der ganze, vom kybernetischen Programm eingenommene Bereich - ob ihm nun wesensmäßig Grenzen gesetzt sind oder nicht - ein Bereich der Schrift sein" wird. (21) Dem schließt sich Gregory Ulmer an, etwa in *Applied Grammatology*, Baltimore 1985, 303: "Derrida's texts [...] already reflect an internalization of the electronic media, thus marking what is really at stake in the debate surrounding the closure of Western metaphysics." Andererseits wird dagegegenghalten, die elektronischen Medien machten erst manifest, was Derridas Texte versprochen. So auch Mark Poster, *The Mode of Information*, Berkeley 1990, 128: "computer writing instantiates the play that deconstruction raises only as a corrective [...] albeit a fundamental one, against the hubris of logocentrism." Mark C. Taylor und Esa Saarinen, *Imagologies*, London 1994, Telewriting 9: "Deconstruction theorizes writerly practices that anticipate hypertexts." - Vgl. Geoffrey Bennington, "Derridabase", *Jacques Derrida*, Paris 1994, 291: "cette machine est déjà en place, elle est le déjà même."

²⁶ George P. Landow, "Hypertext, Metatext, and the Electronic Canon", in: Myron C. Tuman (Hrsg.), *Literacy Online: The Promise (and Peril) of Reading and Writing with Computers*, Pittsburgh 1992, 67-94.

²⁷ Jacques Derrida, *Glas*, Paris 1974. Die Sekundärliteratur zu *Glas* ist in meinem Glasweb erfaßt, <http://www.hydra.umn.edu/derrida/glasbib.html> bzw. <http://www.lake.de/home/lake/hydra/glasbib.html>

²⁸ "Glas and the personal computer appeared at more or less the same time. Both work self-consciously and deliberately to make obsolete the traditional codex linear book and to replace it with the new multilinear multimedia hypertext that is rapidly becoming the characteristic mode of expression both in culture and in the study of cultural forms. The 'triumph of theory' in literary studies and their transformation by the digital revolution are aspects of the same sweeping change." J. Hillis Miller, "Literary Theory, Telecommunications, and the Making of History", in: *Scholarship and Technology in the Humanities*, May Katzen (Hrsg.), London 1991, 11-20; vgl. auch Mark C. Taylor und Esa Saarinen, *Imagologies*, a.a.O., die *Glas* als Derridas "most hypertextual text" bezeichnen.

²⁹ *Glas*, 1a und 1b.

³⁰ Der ganze Text, wie Derrida an anderer Stelle betont, "wenn es den ganzen gibt", kommt auf diese Inszenierung von Schnitt ('coupure') und Klammer ('crochet', 'crampon') als einer Art Matrix zwischen den kolossalen Kolumnen zurück, sowie auf die Passage von subsemantischen Einheiten und deren Zerstückelung von 'gl' über 'gr' bis 'cr'. Siehe das Interview von 1975, abgedruckt als "Entre Crochets" in *Digraphe* 8 (1978). Vgl. auch *Glas*, 242bi: "Grappe, E. Picard et champ. *crape*; provenç. *grapa*, crochet; espagn. *grapo*, crochet; ital. *grappo*, crochet, bas-lat. *grapa*, *grappa*, dans les *Addenda* de Quicherat; de l'an. haut allem. *chrapfo*, crochet, allem. mod. *Krappen*; comp. le kymry *crap*."

³¹ "Il y a - toujours - déjà - plus d'un - glas. Il faut lire Glas comme singulier pluriel (chute de l'or dans la double séance). Il a son bris en lui-même, il s'affecte et résonne aussitôt de ce dégât littéral." *Glas*, a.a.O., 170bi, vgl. auch 1b und 150b

³² Spivak, Gayatri Chakravorti: "Glas-Piece: A Compte Rendu." *Diacritics* 7 (1977): 22-43.

³³ George P. Landow, *Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*, Baltimore 1992, 2, 66-67 und passim.

³⁴ Norbert Bolz, "Zur Theorie der Hypermedien", *Raum und Verfahren*, Basel 1993, 17.

³⁵ Auch Rorty schließt sich der kollektiven Paramnesie des 'immer schon' an: "In *Glas*, Derrida has, to be sure, spoken several languages at once, written several texts at once, produced a kind of writing which has no *archai*, no *telos*, and so on. But he is doing brilliantly and at length something most of his readers have been doing spasmodically and awkwardly in their heads. It is no small feat to get this sort of thing down on paper, but what we find in *Glas* is not a new terrain. It is a realistic account of a terrain upon which we have been camping for some time." Richard Rorty, *Philosophical Papers*, vol. 2, Cambridge University Press 1991, 100.

³⁶ *Glas*, a.a.O., 233bi; einen solchen - ironischen - Versuch stellt mein Glasweb dar, siehe <http://www.hydra.umn.edu/derrida/glas.html> bzw. <http://www.lake.de/home/lake/hydra/glas.html>

³⁷ *Glas*, 16 ai; vgl. auch Hubertus von Amelunxen, "Wieder-Gabe und Wiedergang", in: Herta Wolf und Michael Wetzell (Hrsg.), *Der Entzug der Bilder. Visuelle Realitäten*, München 1994, 297-314, sowie Holger Briel, "Derridas Hyperkarte: Glas", *Weimarer Beiträge* 38/4 (1992), 485-505, und Pierre Pachet, "Le plus récent texte de Jacques Derrida: Une entreprise troublante", *Quinzaine Littéraire* 197 (November 1974), 19-20: "une machine à lire"... Auch Geoffrey Hartman, der die Rezeption im englischsprachigen Raum entscheidend beeinflusst hat, schließt sich an: "A deconstructive machine that sings: Glas." *Saving the Text. Literature, Derrida, Philosophy*, Baltimore 1981, 24. Eine Maschine, die funktioniert, ohne sich einer Wiederaneignung zu fügen - Hegel hätte dies für einen reinen Verlust gehalten.

³⁸ Michael Riffaterre, "Syllepsis", *Critical Inquiry* 6 (1980), 625-638, hier: 636; vgl. ders., "La trace de l'intertexte", *La Pensée* 215 (1980): 4-18, sowie "Intertextuality vs. Hypertextuality", *New Literary History* 25 (1995), 779-788.

³⁹ Eugenio Donato, "Here Now/'Always Already': Incidental Remarks on Some Recent Characterizations of the Text", *Diacritics: A Review of Contemporary Criticism* 6/3, 1976, 24-29, zu Glas: 26.

⁴⁰ Aleida Assmann, "Der Eigen-Kommentar", in: Jan Assmann und Burkhard Gladigow (Hrsg.), *Text und Kommentar*, München 1995, 357. Den Begriff der Hydrapoetik prägte Nicholas Royle: "the thought of a critical glossolalia, a poetico-telephony or computer network operating multiple channels simultaneously." *After Derrida*, Manchester 1995, 40. Es geht hier um ein Leser- und Textmodell, das nicht mehr unter dem Zeichen der herkulischen Überwindung steht, sondern "den immer anderen Bauplan der Maschine lesen" lernt, wie Heiner Müller schreibt; "Herakles 2 oder die Hydra", *Geschichten aus der Produktion* 2, Berlin 1974, 103. Vgl. auch Platon, *Politeia* IV, Steph. 425f., Hegel, *Jenaer Schriften*, Werke Band 2, Frankfurt 1969, 493 sowie A. Lovejoy, *The Great Chain of Being*, Cambridge/Mass 1936, 233-284 und *Glas* 188: "ils ne savent pas qu'en fait ils décapitent, pour ainsi dire, l'hydre."

⁴¹ Jacques Derrida, "Der Schacht und die Pyramide", *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, 325 Anm. 5.

⁴² GWF Hegel, *Wissenschaft der Logik* (Werke, Band 5). Frankfurt 1969, 275.

⁴³ Siehe Hegel, *Wissenschaft der Logik*, 113-115.

⁴⁴ GWF Hegel, *Vorlesung über die Philosophie der Weltgeschichte* (Werke Band 1), Hamburg 1988, 183.

⁴⁵ Mark Taylor und Esa Saarinen, *Imagologies*, Simcult 2-3: "In the twentieth century, the Hegelian concept becomes real in electronic telecommunications. The net wires the world for Hegelian Geist."

⁴⁶ Vgl. Jacques Derrida, *Aporias*, Stanford 1994, 15 und passim.

⁴⁷ Jacques Derrida, *Dissemination*, Wien 1996, 15, vgl. 279.

⁴⁸ Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt 1983, 46.

⁴⁹ Gabriella Baptist, H.C. Lucas, "Wem schlägt die Stunde in Derridas *Glas*?", *Hegel-Studien* 23 (1988), 139-179, hier: 140.

⁵⁰ Jacques Derrida, *Grammatologie*, 48.

⁵¹ Geoffrey Hartman, *Saving the Text*, 22; vgl. aber Thoreau: "Flower-bells toll not / Their echoes roll not / Upon my ear; / There still, perchance, / That gentle spirit haunts / A fragrant bier." *The Writings of Thoreau* vol. V, Houghton and Mifflin 1946, 405: "The Funeral Bell" .

⁵² Baptist und Lucas, a.a.O., 168.

⁵³ "I am sufficiently convinced that *Glas*, like *Finnegans Wake*, introduces our consciousness to a dimension it will not forget." Geoffrey Hartman, "Crossing Over: Literary Commentary as Literature", *Comparative Literature* 28.3 (1976): 257-276, hier: 268; - "[...] a work whose untranslatability must compare only to *Finnegans Wake*", James Arnt Aune, Review of *Glas*, *Quarterly Journal of Speech* 75 (1989), 354-356, hier: 356 Vgl. auch Landow, *Hypertext*, 10: "implicit hypertext in nonelectronic form. Again, take Joyce's *Ulysses* as an example."

- ⁵⁴ Baptist und Lucas, 161; vgl. H.C. Lucas, "Zwischen Antigone und Christiane. Die Rolle der Schwester in Hegels Biographie und Philosophie und in Derridas *Glas*", *Hegel-Jahrbuch 1984-1985* (1988), 409-442, hier: 433: "ein Leseerlebnis, das wohl nur dem von Arno Schmidts *Zettels Traum* oder von James Joyces *Finnegans Wake* vergleichbar ist."
- ⁵⁵ Geoffrey Hartman, *Saving the Text*, 2 und 79 sowie passim.
- ⁵⁶ Vincent D. Leitch, *Deconstructive Criticism: An Advanced Introduction*, New York 1983, 205.
- ⁵⁷ Zitiert nach dem Konstanzer Exemplar von *Glas*, Signatur pht 670 dg 51/t74.
- ⁵⁸ Zitiert nach Robert Moynihan, *A Recent Imagining*, Hamden 1986, xi.
- ⁵⁹ *Glas*, a.a.O. 97b, 53b.
- ⁶⁰ René Wellek, "Destroying Literary Studies", *New Criterion* 2/4 (Dezember 1983), 1-8.
- ⁶¹ John Llewelyn, "Glasnostalgia", *Bulletin of the Hegel Society of Great Britain* 18 (1988), 33-38; vgl. *Glas* 231ai.
- ⁶² Walter Benjamin, *Das Passagenwerk*. Gesammelte Schriften Band V.i, Frankfurt 1985, 594: "Zum Denken gehört ebenso die Bewegung wie das Stillstehen der Gedanken. Wo das Denken in einer von Spannungen gesättigten Konstellation zum Stillstand kommt, da erscheint das dialektische Bild. Es ist die Zäsur in der Denkbewegung. Ihre Stelle ist natürlich keine beliebige. Sie ist, mit einem Wort, da zu suchen, wo die Spannung zwischen den dialektischen Gegensätzen am größten ist."
- ⁶³ Merleau-Ponty benutzte den Begriff 'écart', um die Kluft nicht zwischen Sprache und Ding, sondern zwischen Zeichen und Bedeutung zu fassen. Auch Derrida bezieht sich auf diese Differenz; während jedoch écart für Merleau-Ponty eine Differenz bedeutet, die in einer Kontinuität fußt, benutzt Derrida das gleiche Wort zur Bezeichnung einer diskontinuierlichen Differenz. Die modernen Brüche, Risse und Unterbrechungen schreiben sich ein in einen endlosen Aufschub von Totalität und kultivieren jene Differenz, die Unterschied von sich selbst ist. Vgl. etwa Maurice Merleau-Ponty, *Le visible et l'invisible*, Paris 1964, 116f. und passim, sowie Derrida, *La voix et le phénomène*, Paris 1967, 77 und passim; weiterhin Derrida, *Spurs: Nietzsche's Styles*, Chicago 1979, 138: "il faut écrire dans l'écart entre plusieurs styles".
- ⁶⁴ Renate Lachmann, *Gedächtnis und Literatur*. Frankfurt: 1990, 35; weiterhin: "Der Gedächtnisraum ist auf die selbe Weise in den Text eingeschrieben, wie sich dieser in den Gedächtnisraum einschreibt."
- ⁶⁵ Vgl. auch Samuel Weber, *Freud-Legende*, Olten 1979, 139.
- ⁶⁶ G.F. Hasel, *The Remnant - The History and Theology of the Remnant Idea from Genesis to Isaiah*, Berrien Springs, Michigan 1972, 51; vgl. auch W.E. Müller und H.D. Preuss, *Die Vorstellung vom Rest im alten Testament*, Neukirchen-Vluyn 2/1973, 46.
- ⁶⁷ Zit. nach Charles O. Hartman, *The Virtual Muse*, Hanover 1996, 105; vgl. J. Hillis Miller, "The Ethics of Hypertext", *diacritics* 25/3 (fall 1995), 27-39, hier 37: "could be argued that hypertexts do no more (although that is quite a lot) than make materially embodied and more easily available in a new technological mechanism what has always been the case about linguistic assemblages."
- ⁶⁸ Heiko Idensen, Mathias Krohn, "Kunst-Netzwerke: Ideen als Objekte", in: Florian Rötzer (Hrsg.), *Digitaler Schein. Ästhetik der Medien*, Frankfurt 1991, 384.
- ⁶⁹ Vilém Flusser, *Schrift*, Düsseldorf 1995, 79.
- ⁷⁰ Friedrich Kittler, "Geschichte der Kommunikationmedien", *Raum und Verfahren*, Basel 1993, 169-188, hier: 183 bzw. 186.
- ⁷¹ Derrida, *Grammatologie*, 275.
- ⁷² Vgl. Oskar Becker, *Dasein und Dawesen*, Pfullingen 1963, 119-120
- ⁷³ Vgl. *Glas* 132bi, 148bi, und 186bi: Diese Faltung der sogenannten Metasprache, so Derrida, ist irreduzibel wie eine Tasche oder Zyste, die sich unaufhörlich neu formt. "Denen hingegen, die diese Antwort für unbefriedigend halten, schlagen wir vor, daß für die theoretische Frage, die diese Intervention ausarbeitet, kein anderes Wort möglich ist." (189b)
- ⁷⁴ Vgl. *Glas*, 309a: "l'absolu du déjà-là du pas-encore ou de l'encore du déjà plus" gilt Derrida seit jeher als absolut irreduzibel auf Vertrautes, "der Horizont ist das 'toujours-déjà-là' einer Zukunft, die die Indetermination ihrer unendlichen Offenheit intakt hält." *Introduction à 'L'Origine de la géométrie de Husserl'*, Paris 1962, 123.
- ⁷⁵ Michael Joyce, "Afternoon", Eastgate Systems, Cambridge/Mass. o.J.; Jay David Bolter, "Literature in the Electronic Space", in: Myron C. Tuman (Hrsg.), *Literacy Online. The Promise (and Peril) of Reading and Writing with Computers*, Pittsburgh 1992, 19-42, hier: 31.
- ⁷⁶ Julian Cowley, "Hypertext: Electronic Writing and Its Literary Tradition", *Moderna Sprak* 87/2 (1993), 129-35; David Burnley, "Scribes and Hypertext", *Yearbook of English Studies* 25 (1995), 41-62.